



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Kriegstagebuch aus Nassau. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dieses Sommers nicht ganz wieder zu Boden gefallen sind. Es wäre auch schon des nächsten Anlasses und Zweckes halber verkehrt gewesen, darauf zu verzichten. Die Gegner des freien Unterrichts sind durch die jüngsten gewaltigen Ereignisse so wenig umgestimmt oder zur Mäßigung bewogen worden, daß eine wahrhaft kleinliche Verfolgung der Lehrer, welche an dem oben erwähnten Abschiedsmahle theilgenommen hatten, noch mitten im Sommer fortgesponnen worden ist, — und das keineswegs durch gewöhnliche Polizeiseelen. Doch darf man vielleicht hoffen, daß dies mehr das unvermeidliche Nachhallen eines verzogenen, als die Ankündigung eines heraufziehenden Gewitters gewesen sein werde. Wie es aber damit auch stehe: die Thätigkeit des wuppertthaler Protestantenvereins kann nicht früh und kräftig genug eröffnet werden. Nimmt ein besonderer Schulverein ihm einen Theil seiner hohen Aufgabe ab, so mag er sich dem Reste desto energischer widmen. Es wäre schön, wenn etwa auf dem bevorstehenden deutschen Protestantentage — dessen Besuch man der nun preußisch gewordenen Stadt Hannover schuldet — eine Abordnung von angesehenen Männern Elberfelds und Barmens erschiene, um sich seine nächste Zusammenkunft für das Wuppertthal auszubitten. Damit würde vor aller Welt Augen von dem Namen dieses anmuthigen und durch den Fleiß tüchtiger Menschen belebten Erdenflecks jene Einseitigkeit abgestreift, welche in dem Spitznamen „Muckertthal“ wiederklingt; es bleibe an der Vorstellung haften eine besondere Stärke und Lebendigkeit des religiösen Triebes, wie sie der geschichtlichen Entwicklung des Thales entspricht, aber befreit von den Schlacken der Ausschließlichkeit, des Geisteszwanges früherer Zeiten, des ausgesprochenen leidenschaftlichen Gegensatzes zu dem Jahrhundert, als dessen Bürger wir nun einmal leben müssen, und mit aller Energie und vollem Bewußtsein leben wollen.

Ein Kriegstagebuch aus Nassau.

2.

Ich habe bereits hervorgehoben, daß in Frankfurt die Stimmung umgeschlagen; es thut mir leid hinzufügen zu müssen, daß sie trotzdem noch ebenso confus und corrupt ist, wie am 20. Mai (Abgeordnetentag), nur in einer anderen Art. Mit dem 4. und 5. Juli trat der Wendepunkt ein. Bis dahin hatten nur die Austriacissimi das Wort. Sie tanzten einen politischen Hegen-

sabbath, der sich besonders in der Presse sehr widerlich abspiegelte. Der „Postzeitung“, einem conservativen Blatt, das von jeher zu Oestreich hinneigte, gebührt die in Anbetracht des örtlichen Standes und der Stimmung in Frankfurt hoch zu veranschlagende Anerkennung, sich — einige Denunciationen gegen die Majorität der nassauischen Kammer und deren Führer abgerechnet, welche wohl dem hiesigen officiösen Correspondenten zur Last fallen — gleichgeblieben zu sein und die Würde der anständigen Presse in Form und Inhalt gewahrt zu haben. Die übrigen Blätter wetteiferten mit einander in kriegerischer Bersekerwuth, Ungebühr und Verunglimpfung Andersdenkender; namentlich schimpften sie die süddeutschen Abgeordneten, welche dem liberalen und nationalen Gedanken treu geblieben waren, grade deshalb mit jenem wüthigen Eifer, welcher das charakteristische Kennzeichen des Renegatenthums ist.

Außer den bekannten älteren Blättern schoß aber gleichzeitig oder kurz vorher eine große Anzahl ohne Zweifel entweder von Oestreich oder von Wiesbaden, Darmstadt, Stuttgart u. s. w. finanziell subventionirter und von östreichischen und schwäbischen Literaten pessimae memoriae bedienter Schmutz- und Winkelblättchen über Nacht gleich Pilzen empor, welche sehr schlau auf die Liebhabereien und Schwächen des vornehmen und geringen Pöbels berechnet, dessen Sprache mit Virtuosität redeten und von dem „süßen Mob“ mit Begierde verschlungen wurden. In Wiesbaden gründete ein ehemaliger hessischer Dorfschullehrer Namens Becker, welcher früher an der Mittelrheinischen Zeitung beschäftigt und von derselben wegen geringer Befähigung entlassen worden war, ein Filialjener frankfurter Blätter, genannt die „Neue mittelrheinische Zeitung“. Diese und die officielle nassauische Landeszeitung bemüheten sich nach Kräften, die Bestialitäten der blutdürstigen frankfurter Presse in das Nassauische zu übersetzen, blieben aber an Virtuosität des Schimpfens doch etwas hinter den frankfurter Idealen zurück.

Ein halbes Duzend klerikaler Blätter und Blättchen, die in Mainz unter der Aegide des hochwürdigsten Herrn Bischofs und päpstlichen Thronassistenten, Herrn † Wilhelm Emanuel Freiherrn v. Ketteler, erscheinen, besorgten die Uebersetzung in das „Katholische“ und bewirkten in einzelnen wenig cultivirten Gegenden Nassaus (denselben, die durch den Menschen- und Kinderhandel eine traurige Berühmtheit erlangt haben) Erscheinungen, von welchen ich unten noch sprechen werde. Die mainzer Blättchen wurden von dem katholischen Klerus gratis vertheilt, und was das geschriebene Wort nicht vermochte, das wurde ergänzt durch das gesprochene, im Beichtstuhl und auf der Kanzel. Es war und ist ein Kreuzzug, der gepredigt wird mit flammenden Zungen gegen Preußen und gegen alle, die nicht für Oestreich und das Concordat schwärmen. „Auf die Fortschrittsleute! sie sind schuld an dem Krieg, sie haben uns an Bismarck verrathen, sie haben die Preußen in das Land gerufen, senzt sie,

hängt sie, schlägt sie todt!“ So bläst die Schaar der schwarzen Jäger das „Halali“ frisch auf zum fröhlichen Jagen. Zeitweise, namentlich so lange die falschen Botschaften über österreichische Siege in den frankfurter Blättern grassirten, geschah das nicht ohne großen Erfolg und das „Credo, quia absurdum est“ hatte volle Geltung. Sehr natürlich. Infolge des obligatorischen Schulunterrichts kann hier zu Lande jedermann lesen. Daß auch jedermann denken könne, läßt sich keineswegs mit derselben Bestimmtheit behaupten. Nun denke man sich in dieser stürmischen Zeit die aufgeregte Menge, gefoltert von Unruhe und Neugierde. Unbekannte oder bekannte Wohlthäter stecken ihr die frankfurter Wurstblättchen und Brandschriften zu Tausenden in die Hände. Natürlich werden dieselben gelesen. Darin steht, wie die Preußen überall die Männer sofort in die Armee einreihen, mit den Frauen noch etwas übler umspringen, die Kinder zum Frühstück, die Kinder zu Mittag, die Pferde zu Nacht speisen, Korn und Kartoffeln und was sonst nicht niets, nagels, wand-, band- und mauerfest ist, mitnehmen und alles, was sie nicht mitnehmen können, zerstören. Obgleich auch unsere Bauern das sinnreiche Sprüchwort kennen: „Er lügt, wie gedruckt“, so sind sie doch allzu sehr geneigt, alles Gedruckte zu glauben, namentlich wenn es ihnen der „Hochwürdige“, der „Herr Pastor“, der „geistliche Herr“ in die Hand drückt, und wenn es an allem Widerspruch gebriecht. Und dieser fehlte. Denn die Liberalen hatten sich leider zum großen Theil einschüchtern lassen und auch ihre Presse wagte kaum noch, frisch von der Leber weg zu sprechen. Was Nassau anlangt, so verdient sie Entschuldigung. Denn die Regierung hat hier, unter Berufung auf den Bundesbeschluß von 1854, welcher indeß bei weitem nicht so weit geht, im Taumel der Reaction gegen den Willen und unter lebhaftem, jedoch erfolglosem Proteste der Landstände ein gegenwärtig noch bestehendes Preßgesetz erlassen, welches ihr die Befugniß giebt, nach ihrem bon plaisir jedes Blatt zu jeder Zeit ohne Urtheil und Recht durch eine Ordonnanz der Verwaltungsbehörde todtzuschlagen; und sie hat von dieser mehr als discretionären Gewalt in der Vergangenheit während der friedfertigsten Zeiten einen so indiscreten Gebrauch gemacht, daß man wohl weiß, wessen man sich von ihr zu versehen hat, namentlich in Kriegszeiten, wo man stets Waidsprüchlein, wie „Salus publica suprema lex esto!“, „Inter arma silent leges“ u. s. w. in Bereitschaft hat.

Infolge jener Agitation war zeitweise und ist wohl noch in einzelnen Gegenden, namentlich in den vormalig kurtrierschen und kurmainzischen Landestheilen, in welchen man noch vielfach an die Zustände des heutigen römischen Kirchenstaats erinnernde Spuren der antisocialen und antistaatlichen Herrschaft des geistlichen Krummstabes findet, und wo der Klerus die öffentliche Meinung der ungebildeten Menge beherrscht, die Stimmung auf den Gipfel des Preußenhasses, der sich theils in Furcht, theils in Wuth offenbart. Vor allem hat man

den guten Leuten eingeredet, in Preußen würden keine Katholiken geduldet, und Preußen wolle das Land erobern nur zu dem Zwecke, um die Katholiken zu zwingen, protestantisch zu werden. Vergebens legten zwei einflußreiche Mitglieder unseres bischöflichen Domcapitels, der Domdechant Diehl und der Domherr Nau, jener als alter ego des Bischofs Mitglied der ersten, dieser gewählter Abgeordneter zur zweiten nassauischen Kammer, mit aner kennenswerthem Freimuth in der Ständeversammlung öffentlich Zeugniß davon ab, daß in keinem deutschen Staate sich die katholische Kirche einer Autonomie erfreut, wie sie solche in Preußen unter dem Schutze der Verfassung genießt. Ihre Stimme drang nicht unter die bethörte Menge. In dem Amte Montabaur hatte sich eine Schaar Bauern mit Sensen und Dreschlegeln bewaffnet, um eine preußische Husarenpatrouille zu überfallen. Nur der klugen Mäßigung und der Humanität des Führers der letzteren ist es zu verdanken, daß ein nutzloses Gemetzel vermieden wurde, welches die verhängnißvollsten Folgen gehabt haben würde. Die vormalig radicale „Neue Frankfurter Zeitung“ aber und das hiesige gouvernementale Organ des Er Schulmeisters Becker klatschten dem tollen Unternehmen der fanatisirten Bauern Beifall und forderten zur Nachahmung auf. In dem Amte Wallenrod flüchteten ganze Dörfer aus Angst vor den Preußen. Sie schleppten ihr Vieh und ihre sonstige Habe in die Wälder und versteckten sich selbst in die Höhlen. Denn sie fürchteten, ihr Vieh werde geschlachtet, und sie selbst würden protestantisch gemacht werden, — offenbar ein Nachklang des verhängnißvollen: „Cujus regio ejus religio.“

Auch die Furcht, von den Preußen zwangsweise assentirt zu werden, hat an andern Orten eine große Rolle gespielt. Die österreichisch gesinnten Blätter und Behörden hatten überall diese Mähr verbreitet. Das hessen-darmstädtische Dorf oder Landstädtchen Gladenbach, das an der kurhessischen Grenze, nicht weit von Marburg liegt, wurde am 29. Juni von einem Schwarm jüngerer kurhessischer Bauern und Bauernbursche überzogen, die herbeieilten, — theils zu Fuß und außer Athem, theils zu Pferd, und Roß und Reiter tiefend von Schweiß. Sie verkündigten die Schreckensmähr, „der Preuß“ sei im Anzug und wolle alle Männer von 18 bis zu 40 Jahren ausheben. Es stellte sich indeß heraus, daß von den 200 Geflüchteten keiner selbst einen Preußen gesehen und keiner eine bestimmte Quelle für die Nachricht hatte, daß eine solche Aushebung bevorstehe, und da die ehrenwerthen Gladenbacher schon Preußen in der Nähe beobachtet und die Meinung hatten, dieselben seien keineswegs Menschenfresser, so gelang es ihnen, ihre aufgeregten Gäste dermaßen zu beruhigen, daß diese Tapfern beschämt unter dem Schutze der Nacht in ihre Heimath zurückkehrten, zur größten Satisfaction ihrer respectiven Väter, Kinder, Mütter, Bräute u. s. w., die sie ungern vermifften. Die Neue Frankfurter Zeitung, von welcher die schon erwähnte vortreffliche Bayrische Wochenschrift sagt, „daß

sie seit ihrer Befehung zum Austriacismus das wiener Cabinet und den Bundestag mit Rosenwasser beträufele, ihr nach dieser Seite gerichteter Tadel wie ein gedämpftes Lob klinge, ihre Forderungen mit jungfräulicher Bescheidenheit aufzutreten, und daß sie es glücklich dahin gebracht habe, von den Diplomaten und Staatsmännern der reactionären Schule neben der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ mit gleicher Vorliebe gelesen zu werden“, — die Neue Frankfurter Zeitung, welche den Kurfürsten von Hessen mit einem „Engel des Lichts“ und den König von Hannover mit einem „Märtyrer“ verglichen, die mit wahrhaft byzantinischen Phrasen den jungen Kronprinzen von Hannover glorificirt und von ihm behauptet hat, „er sei in einer Nacht vom Knaben zum Manne gereift“, erzählt uns während der letzten vierzehn Tage wiederholt vielerlei von Freiwilligen aus Kurhessen, welche aus Anhänglichkeit an den Kurfürsten und aus Haß gegen die Preußen ihre Heimath verlassen und sich zu ihrem Contingent nach Frankfurt begeben hätten. Richtig ist nun, daß Leute aus Kurhessen eingetroffen sind. Unrichtig aber, daß sie alle von den angegebenen Motiven geleitet wurden. Sie waren vielmehr zum größten Theile ebenfalls beseelt und getrieben von jenem panischen Schrecken, der die tapferen Zweihundert nach Gladenbach getrieben hatte.

Die Eigenthümer und die hervorragendsten Mitarbeiter der „Neuen Frankfurter Zeitung“, die Besitzer der österreichischen Papiere, die Beherrscher der Börse in Frankfurt, die heftigsten Austriacissimi, die am lautesten in die Kriegstrompete gestoßen und am lebhaftesten für die czechischen, kroatischen, rumänischen und polnischen Brüder im Osten geschwärmt haben, sind Israeliten. Diese Thatsache kann nicht verschwiegen bleiben, aber sie darf nicht mißdeutet werden. Sie hat mit dem jüdischen Glauben und mit der jüdischen Abstammung natürlich absolut nichts zu schaffen. Sie darf daher auch nicht mißbraucht werden, um Abneigung gegen die Juden hervorzurufen, gegen diese unsere Mitbürger, für deren Emancipation wir, die Liberalen, die wir jetzt von ihnen befehdet werden, Jahrzehnte lang mit zäher Ausdauer und gutem Erfolg gekämpft haben gegen die für Oestreich schwärmenden Conservativen, welchen jetzt die durch unsere Anstrengungen Emancipirten anhängen. Wir hoffen, sie finden sich aus der Verirrung des Augenblickes wieder zu der richtigen Stellung heraus.

Zu ihrer Entschuldigung muß angeführt werden, daß hier zu Lande der Handel mit Geld, Wertpapieren und Credit fast ausschließlich in ihren Händen liegt, und daß ein so creditbedürftiger Staat wie Oestreich demselben stets die lebhafteste Nahrung giebt. Bei der Valutastörung, der Besteuerung der Coupons, den unsicheren Staatsfinanzen, den Vorboten des Bankerotts, pflegt jedermann eher etwas zu verlieren als der Bankier. In solchen schwierigen und verwickelten Verhältnissen gewinnt stets der Sachkundige und Geschäftsgewandte, der Fachmann siegt über den Nichtfachmann. Das ist klar.

Dem Kaufmanne, der nicht mit Waaren, sondern mit Geld und Credit handelt, kann daher Desreich nicht gleichgiltig sein. Der Gläubiger kümmert sich um einen soliden bombenfesten Schuldner wenig oder gar nicht. Den unsichern Schuldner aber, an welchem doch immer noch etwas zu verdienen ist, behandelt er mit der größten Sorgfalt, wie die Eltern unter ihren Kindern das schwache vorziehen, nicht obgleich, sondern weil es kränklich ist, und weil sie doch wenigstens in Zukunft noch Erfreuliches von ihm zu erleben hoffen. Wer diesen Causalnexus durchschaut, wird manches entschuldigen.

Aber verhehlen kann ich es doch nicht, es ist ein widerwärtiger und seltsamer Anblick, dieselben schwärmen zu sehen für die biederen Czechen in denselben Augenblicke, wo die letzteren die Juden in Böhmen, das Messer in der Hand, an der Kehle packen und ihnen hier „Stribro“ (Silber her!) in die Ohren schreien. Könnten doch diese biedern „deutschen Brüder“ aus den böhmischen Wäldern, wenn sie siegreich in die freie Reichsstadt am Main einrücken, in ihrer waldursprünglich-sanscülottischer Naivetät den Einfall haben, dort dieselbe Operation zu wiederholen, die sie in ihrer Heimath mit bestem Erfolge ausgeführt! An Anzeichen dazu fehlt es auch im deutschen Reich nicht. Gerade in den preußenfeindlichsten Theilen Bayerns hat man Judenhegen versucht. In Nassau hat noch kürzlich der Graf von Walderdorff, der Hochtory der ersten Kammer, in der letzteren eine heftige Philippika gegen die „abscheulichen Juden, welche die Bauern ruinirten“ losgelassen. Es wurde ihm von liberaler Seite erwiedert, es gäbe Christen, die schlimmer seien; wenn ein Jude etwas verdiene, so gebe er es doch alsbald wieder in Circulation und lasse es für die bürgerliche Gesellschaft arbeiten; wenn aber ein edler Graf die Bauern schlachte und zu Pächtern oder Leibeigenen mache und deren freies Gut seinem gräflichen Fideicommiß einverleibe, dann werde dieses der todten Hand und der Latifundienwirthschaft verfallene Eigenthum für immer dem wirthschaftlichen Verkehr und der bürgerlichen Gesellschaft entzogen; solches verübe „der Jude“ nicht. Auch hier stand der österreichisch gesinnte Graf gegen, die liberale anti-österreichische Partei für die Juden, d. h. für deren Bürgerrecht und Glaubensfreiheit.

Grade in dem nassauischen Bezirk aber, in welchem der genannte Graf wohnt und wo sein Einfluß allmächtig ist, weil alle Bauern indirect und die durch seine Guts- und Kammerverwaltung aus Bauern in Pächter verwandelten Hintersassen direct von ihm abhängig sind, grade dort entbrannte auch in Folge der klerikalen Agitation eine Judenhege. Die Sache kam in der Kammer zur Sprache. Der Graf Walderdorff war leider abwesend. Die liberale Partei wollte einen Abwesenden nicht angreifen. Der Präsident der zweiten Kammer beschränkte sich auf die Bemerkung, er bedauere die Abwesenheit des Herrn Grafen, derselbe würde, wenn anwesend, es vielleicht haben erläutern können,

warum er den großen Einfluß, den er in seiner Heimath besitze, nicht angewandt habe, um jene Excesse — zu verhindern. Sapiienti sat!

Weiläufig bemerkt, verdient es in den kleinstaatlichen Geschichtsannalen verzeichnet zu werden, daß, als am 6. Juli die nassauische Ständeversammlung (vereinigte erste und zweite Kammer) über die Credite, welche die Regierung gefordert hatte, um für Oestreich in den Krieg zu ziehen, abstimme (und sie verweigerte), auf der Adelsbank der ersten Kammer, welche zehn Mitglieder zählt, nur zwei saßen. Von diesen zwei stimmte der eine, ein Beamter, für die Regierung, der andere, ein Kammerherr des Herzogs, gegen die Regierung. Dem letzteren, dem Freiherrn v. Schwarzkoppen, ließ der Herzog noch zur selbigen Stunde wegen dieses „eines Kammerherrn unwürdigen Benehmens“ den Schlüssel abverlangen.

Die übrigen acht Lordschaften fehlten. Acht Tage vorher, ehe Oestreichs Niederlagen stattgefunden und bekannt geworden waren, waren sie alle da und hatten tapfer für den Bundesbeschluß vom 14. Juni, also für Oestreich, gestimmt und zum Theil auch gesprochen. Tempora mutantur, et nos mutamur in illis.

Ein sehr häßlicher Zug tritt in dieser aufgeregten Zeit — nicht bei dem Volk, denn wo es sündigt, da liegt wirklich, meiner Wahrnehmung nach, die Ursache im Kopf und nicht im Herzen, das trotz alledem treu und brav ist — bei Einzelnen hervor, nämlich der Hang, die Aufregung der Masse zur Befriedigung gehässiger persönlicher Leidenschaften zu benutzen, namentlich sie zu Zwecken der Privatrache auszubeuten. Aus der großen Reihe solcher Vorfälle hier ein Beispiel:

Am 28. Juni machten die Preußen von Koblenz aus eine militärische Promenade nach Montabaur, einem nassauischen Städtchen, wo ein Justizamt seinen Sitz hat. Ein Advocat aus der Nähe, der bei dem Justizamt seine Geschäfte erledigt hatte, war im Begriff, das Local zu verlassen, als er in der Haushüre in mehr überraschender als angenehmer Weise mit einer Husarenpatrouille zusammenstieß, welche ihn mit gezogenem Säbel und gespanntem Pistol anhielt, sie zum Amtmann zu führen. Natürlich leistete der in so kategorischer Weise Aufgeforderte Folge. Diesen Hergang benutzte ein ebenso unfähiger als neidischer Colleague, um jenen zu denunciiren, er habe die Preußen ins Land geführt und ihnen als Spion gedient. Ein solcher Vorwurf, geschickt verbreitet und aufgepußt, war in diesen Tagen nicht ohne Lebensgefahr für den Verläumdeten.

Die Bundestagsarmee hat in Nassau allerdings gelegentlich neunzehn preussische Landwehrsoldaten gefangen genommen. Aber weit hervorragender, qualitativ und quantitativ, war das Fangen von „Spionen“. Weit mehr wie die Kriegführung schien sie dieses Geschäft als ihre eigentliche spezifische Berufssphäre zu betrachten und sie lag demselben mit einem Eifer ob, daß die Schil-

derung dieser kriegerischen Action ihren besondern „Specialartisten“ bedürfte. Höchst komisch war es, als ewig wiederkehrenden Beweisgrund dafür, daß nothwendig Spione in Hülle und Fülle im Lande sein müßten, den Umstand anführen zu hören, die preussischen Führer kennten ja Weg und Steg in unserem Lande besser als wir selbst, während doch Nassau nur eine Enclave Preußens, zwischen Koblenz und Wehlar, mit einer preussischen Stappenstraße mitten durch, ist, und für das Ländchen keine andere brauchbare und zuverlässige Specialkarte existirt als grade die des preussischen Generalstabs, deren sich auch die Regierung für ihre Arbeiten zu bedienen pflegt. Allein in dieser aufgeregten Zeit war der Gedanke an diese Karte ein viel zu philiströs nahe liegender, einfacher, hausbackener. Man bedurfte der Romantik mit Haut und Haaren, und deshalb fing man Spione.

Ebenso unglücklich, wie mit dem Fangen der vermeintlichen fremden Spione des Feindes, war man mit seinen eigenen Spionen.

Der Herzog von Nassau hatte einen pensionirten Generalstabshauptmann zum Chef seiner Spionage ernannt. Alle Behörden, die Polizei- und Landjägersmannschaft waren angewiesen, ihm hilfreiche Hand zu leisten. In Civil gekleidet umschlich er die Preußen. Wenige Tage nach der verhängnißvollen Bundestagsabstimmung vom 14. Juni, in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, telegraphirt dieser Hauptmann von der Lahn aus (wo er sich befindet, um die im Kreis Wehlar concentrirten preussischen Truppen zu observiren), die Preußen setzten sich von dort in Bewegung. Das Telegramm gelangte Morgens 5 Uhr an den Herzog. Sofort Alarm aller nassauischen Truppen, welche in Bibrich und Wiesbaden concentrirt waren! Die Generale galoppiren. Die Offiziere setzen die österreichischen Käppi, die Soldaten die nassauischen Käppi, die Trainsoldaten die preussischen Pickelhauben auf. In dieser Abstufung der Kopfbedeckung des Militärs wollte man offenbar mit ahnungs- und beziehungsreicher Symbolik die unendliche Ueberlegenheit Oestreichs über Preußen andeuten. Man hatte sie unmittelbar vor Ausbruch des Krieges gewählt. Der Herzog hatte höchstselbst in Wien, wohin er damals ging, bei einem wiener Militärlappenmacher die österreichischen Käppi für seine Offiziere bestellt, deren Kopfmaß er sich dorthin hatte schicken lassen. Die wiener Käppi kamen Ende Mai hier an. Aber, o Unglück, sie paßten nicht auf die betreffenden nassauischen Offiziersköpfe; und der Hoflappenmacher Fraund, aufgefordert, sie nach Maßgabe der einzelnen nassauischen Offizierskopfindividualitäten zu ändern, antwortete mit dem echten Stolz eines deutschen Handwerkers: „Ich bin kein Kappenflecker, sondern ein Kappenmacher, und wer die Kappen schlecht gemacht, der kann sie auch verbessern.“ Mit dem Verluste des Hofprädicats bedroht, ging der wackere Meister, noch ehe man die Drohung verwirklicht hatte, still resignirt ans Werk, stellte seine Leiter an die Hausthüre und strich mit

weißer Delfarbe auf seinem Geschäftsschild das Wort „Hof“ und den obligaten nassauischen Wappenlöwen im Voraus aus freien Stücken aus. Das war das erste, für jedermann deutlich erkennbare Vorzeichen des Verfalls der nassauischen Dynastie. Kein Wunder, daß bei dem übereilten Ausmarsch, welchen das bedrohliche Telegramm von der Lahn veranlaßt hatte, die Käppi nicht paßten. Noch weniger paßten die preußischen Helme den Trainsoldaten oder „Thränern“, wie man sie hier nannte. Ursprünglich hatte die nassauische Linie russische Czakoß getragen. So wollte es der russenfreundliche Herzog Wilhelm. Statt der Czakoß hatte Herzog Adolph 1849, als er für das preußische Dreikönigsbündniß schwärmte, die preußischen Helme eingeführt. Als er aber sich von diesem lössagte, um zur bregenger Coalition und später zum darmstadt-würzburger Bündniß überzugehen, führte der auf östreichische Empfehlung zum nassauischen Premierminister beförderte darmstädtische Cavaleriegeneral Prinz Wittgenstein statt des preußischen Helms ein Käppi ein, das die östreichische Grundform trug, jedoch mit einigen specifisch nassauischen Modificationen versehen war. Die Pickelhauben wurden nun dem aus Anlaß des Kriegß plötzlich neuformirten Train zugetheilt. Sie paßten aber nicht auf die betreffenden Köpfe. So sahen wir denn am 17. Juni in der stillen grauen Frühe des Sonntagsmorgens die durch das Telegramm allarmirte nassauische Brigade eiligst in der Richtung nach Frankfurt ausrücken in einem Zustande, der weniger Kriegßbereitschaft als Fluchtbereitschaft zu nennen war. Wir sahen Trainsoldaten, die keine Zeit gehabt hatten, das Pferd anzuschirren und nun selber das Pferd kummt um den Hals trugen, während sie das Pferd an der Leine führten. Dem einen war die allzuweite Pickelhaube bis auf den Hals heruntergesunken, so daß man nichts mehr von den kriegerischen Gesichtszügen sah. Dem andern saß der zu enge Helm auf dem Occiput und das schuppengepanzerte Sturmband fand seinen Halt statt unter dem Kinn — an der Spitze der Nase. Bei jenem fiel uns der sinnreiche Junker aus der Mancha ein, der das Barbierbecken für den Helm des Mambrino hielt und es betrachtend bemerkte: „Mich dünkt und will es bedenken, als ob der Heide, welchem vormals dieser Helm angehöret, einen sehr dicken Kopf gehabt haben müßte.“

So also stürmte die Brigade fort, nachdem sie vorher rührenden Abschied genommen. Denn sie erfreute sich sehr der Sympathien der weiblichen Bevölkerung, insonderheit von der dienenden Classe. In hunderten von Duplicaten präsentirte sich in den Straßen und Alleen die Gruppe von Hektor und Andromache,

„Will sich Hektor ewig von mir lehren,
Wo der Preuß' mit Bündnadelgewehren“ u. s. w.

hieß es; und die Thränen rannen. Sie hätten unvergossen bleiben können. Denn kaum waren die Truppen eine gute Stunde fort, da kam abermals ein

Telegramm des spionirenden Hauptmanns von der Lahn, allerdings seien die preussischen Truppen aus dem Kreise Wehlar aufgebrochen, aber nicht nach Wiesbaden zu, sondern in entgegengesetzter Richtung, nach Kassel; und kaum war dieses Telegramm angekommen, da setzte sich der Herzog höchstselbst zu Pferde, um seine Truppen wiederzuziehen. Er beglückwünschte sie wegen ihrer Bravour und bezeichnete das Ganze als einen Probealarm und einen sehr gelungenen Übungsmarsch; die Soldaten rückten wieder in Wiesbaden ein und der Andromachen trüber Blick wurde wieder heiter.

Aber seitdem hatte das naive Gefühl der sogenannten „Bundestreu“ dem der Unsicherheit und dem Bewußtsein, daß man schweren Ereignissen entgegengehe, Platz gemacht*). Auf verschiedenen Eisenbahnstationen in der Nähe der Residenz Vibrich wurden Truppen mit geladenem Gewehr und gespanntem Hahn aufgezogen, um, wenn ein Zug mit Preußen heranbrause (was nun freilich wohl in der Art grade nicht sehr wahrscheinlich war), Feuer auf denselben zu geben. Der erwähnte Chef des Auskundschaftungswesens hatte stets eine geheizte Locomotive zu seiner Verfügung, womit er nächtllicherweile seinen recognoscirenden „Löwenritt“ à la Freiligrath in das Land hinein machte. Später riß man auf der Lahn- und der Rheinbahn die Schienen auf, namentlich in den Tunnels. Nassau selbst hatte unter diesen Unterbrechungen des Verkehrs schwer zu leiden. Die Preußen nicht. Denn diese führen einen wohl organisirten Eisenbahntrain mit sich, der alles Zerstörte in kürzester Frist wieder flickt.

Der Herzog hatte von seinen neun Generalen (9 Stück auf 6000 Mann) den einen Namens Roth zum Commandanten der Brigade ernannt. Obgleich sein etwas verkümmertes Aeußere keineswegs Aehnlichkeit mit dem martialischen Benedek verrieth, hielt man ihn doch für einen ebenso furchtbaren Haudegen. Denn er hatte in seiner Jugend in Spanien eine Karlistenbande geführt und wußte aus der Heimath des Don Quixote sehr merkwürdige Geschichten „del tiempo de la reyna Maricastaña“ zu erzählen. Er hat sich nun zwar keineswegs im ferneren Verlaufe der Dinge als Feldherr bewährt, wohl aber hatte er, wie mir ein Mitglied der Eisenbahnverwaltung erzählte, eines Tags den Einfall, den in der That höchst spanischen Einfall, sämtliche Tunnels und Brücken unserer soeben erst mit schweren Kosten vollendeten Staatseisenbahnen müßten — wahrscheinlich in majorem generalissimi nassoici gloriam — in die Luft gesprengt werden. Die Wiederherstellung derselben würde uns etwa sieben Millionen gekostet haben. Dies schien jedoch dem Herrn General ein Moment von untergeordneter Wichtigkeit zu sein. In Spanien gab es zu Zeiten des Don Karlos keine Eisenbahnen. Dort hatte der General seine Kriegskunst gelernt; und da er dieselbe nun in Nassau anzuwenden hatte, so

*) Dies war am 17. Juni. Grade vier Wochen später, am 15. Juli, mußte der Herzog Adolph sein Land verlassen, um, wie er selbst sagte, nicht in Kriegsgefangenschaft zu gerathen

war es offenbar doch höchst zweckmäßig und den militärischen Antecedentien des Höchstcommandirenden völlig angemessen, wenn es 1866 in Nassau ebenso wenig Eisenbahnen gab, als dreißig Jahre früher in Spanien.

Seit Anfang Juli schläft der Herzog nicht mehr in seiner Residenz Bibrich am Rhein, weil er fürchtet, von den Preußen dort aufgehoben zu werden, sondern in der Bundesfestung Mainz. Dies wird mir von glaubhaften Personen aus Bibrich und Mainz, welche ihn Abends hinauf und Morgens herunter reiten sehen, erzählt. Dasselbe thut sein Generaladjutant Generalmajor Hieronymus Ziemiecki v. Zimischenstein, ein Mann von unbekannter Herkunft, der vor etwa drei Lustren als armer Oberlieutenant oder fremder Capitano in das Land kam und nun ein sehr reicher General ist. Der Volkswitz nennt die prachtvolle Villa, die er sich in der Nähe des Kurstaals erbaut hat, die „Actienboutike“. Denn man behauptet, daß sie von dem an Spielbankactien gemachten Gewinne erbaut sei. Während der Herr General seine werthe Person in Mainz in Sicherheit brachte, sorgte er für die Sicherheit seiner Villa dadurch, daß er sie von je sechs Mann Soldaten bewachen ließ.

Der Schrecken, der oben herrscht, verbreitet sich mit wachsender Kraft bis in die untersten Regionen. Am stärksten herrschte er in einigen katholischen Landbezirken. Ein Mann aus dem katholischen Landstädtchen Hadamar, das sich eines katholischen Convicts, Gymnasiums und anderer derartiger Anstalten erfreut, welche für Aufklärung sorgen, sagte mir: „Wenn man bei uns eine Bohnenstange in die Erde steckt und eine preußische Pickelhaube darauf pflanzt, dann wagt sich kein Mensch mehr vor die Thüre!“

In dem hadamarschen Dorfe Ellar, welches ein starkes Contingent zum katholischen Klerus aus der Zahl seiner wohlhabenden Bauernöhne zu stellen pflegt und ganz unter klerikalem Einflusse steht, beeilten sich die Bauern auf die Nachricht, „der Breiß“ sei im Anmarsche, ihr Getreide, ihre Leinwand und ihr Geld zu vergraben. Die Angst der Ellarer und die von ihnen getroffenen Maßregeln wurden ruchbar. Die weniger ängstliche Jugend des Nachbardorfes Dorchheim beschloß einen freundnachbarlichen Schabernack. Um die Stunde der Mitternacht zogen drei dorchheimer Jünglinge, schwer bewaffnet, gen Ellar. Der eine tutete auf einem zu diesem Zwecke mitgebrachten Nachtwächterhorne quoad posse militärische Signale. Der zweite tractirte nach Kräften eine alte Gießkanne, um ihr Töne zu entlocken, welche denen der Trommel möglichst ähnlich sähen. Der dritte aber schoß mehrmals aus einem verrosteten Gewehr. Darob entstand in Ellar eine furchtbare Panique. Alles rennet, rettet, flüchtet. Die Männer binden das Vieh im Stalle los, die Weiber binden sich die kleinen Kinder auf den Rücken, und so geht es mit Mann und Maus, mit Kind und Regel in wilder Flucht in die benachbarten Wälder, wo man hauste, bis der schlechte Witz bekannt wurde, und der allgemeine Spott und Hohn die Ge-

flüchteten zurücktrieb in die verlassene Heimath. Und zur nämlichen Zeit bufen in dem Nachbar-dorfe Hechholzhausen die Bauern Festfuchen, als sie vernahmen, die Preußen kämen und waren im Herzen betrübt, als die erwarteten Gäste ausblieben.

Der Krieg begann für uns am 28. Juni. An diesem Tage und dem vorbergehenden überschweminten uns die frankfurter Zeitungen mit einer Fluth von Extrablättern und Telegrammen über glänzende Siege der Oestreicher und vernichtende Niederlagen der Preußen bei Gitschin, Nachod, Skalitz u. s. w. Der Muth stieg, und das nassauische Heer confiscirte ein Dampfschiff, das zwischen der rechtsrheinischen (nassauischen) Eisenbahn in Rudesheim und der linksrheinischen (preussischen) in Bingerbrück als Trajectanstalt diente. Das machte drüben böses Blut und am 29. Juni statteten die Preußen hüben ihren Gegenbesuch ab.

Sie hielten ein ludwigshafener Dampfboot, „Pfalz“ genannt, das rheinabwärts fuhr, am 28. Abends an, indem sie dem Capitän bedeuteten, wenn er weiterfahre, werde man schießen. Er legte an. In der frühesten Frühe am 29. Juni setzte ein preussischer Hauptmann mit einer Compagnie Landwehr von Bingerbrück nach Rudesheim über und erschien auf dem Bahnhof. Der nassauische Telegraphist auf letzterem eilte, der erhaltenen Warnung ungeachtet, an seinen Apparat, um den feindlichen Ueberfall nach Wiesbaden zu melden. Eine Kugel, die einige Schritte über seinem Kopfe in die Wand schlug, machte ihn abstehn. Die Eisenbahn hatten die Nassauer selbst bereits zerstört. Es blieb also nichts Anderes übrig, als einen reitenden Boten zu senden. Allein dieser wurde von den Kurhessen, welche der Herzog Adolph zum Schutze seiner Residenz Bibrich aus der Bundesfestung Mainz requirirt hatte, nicht durchgelassen, sondern als Spion gefangen genommen. Man hatte nämlich den Truppen bekannt gegeben, es treibe sich ein preussischer Offizier in Civil in Wiesbaden und im Rheingau als Spion herum, er trage einen weißen Sommerrock. Da nun jener Reiter von Rudesheim allerdings einen weißen Rock trug, noch besser als ein Offizier zu Pferde saß und anstatt einen einsamen Fuß- oder Reispfad einzuschlagen, was er konnte, mit großem Geräusch auf der großen Landstraße mitten durch die Bundestagsoldaten galoppirte, wie dies ja bekanntlich die Spione stets zu thun pflegen, so konnte es nicht fehlen, daß man ihn für einen Spion erklärte, um so mehr, da unsere Bundestagsarmee, wie gesagt, nun einmal absolut nicht ohne einige gefangene Spione leben konnte. Sie waren ihr fast unentbehrlicher als der Zusammenstoß mit dem Feind.

So kam es also, daß eine Nachricht über den feindlichen Einfall erst zu spät nach Wiesbaden oder Mainz gelangt ist.

In Rudesheim wurde der Domantalkellermeister und der Bürgermeister herausgetrommelt. Letzteren behandelte der Hauptmann anfangs sehr barsch, weil er — mit Unrecht — glaubte, bei ihm bösen Willen voraussetzen zu müssen. Dann ging es in den Domantalkeller, in welchem die edlen Weine von 1862 und 1865 lagerten. Ein Theil derselben war verkauft, aber noch nicht bezahlt und abgeholt, die anderen waren für den Verbrauch bei Hof bestimmt. Die ersteren wurden unbehelligt gelassen. Die letzteren nahmen die Preußen mit nach Bingerbrück. Es muß bemerkt werden, daß das Domantalgut Staatseigenthum und keineswegs Privatgut des Herzogs ist. Auch von der Weinescenz oder deren Erlös hat das Land seinen Antheil zu beziehen. Nichts hat daher im Rheingau mehr böses Blut gemacht, als die Wegnahme dieser Weine. Der höchste Stolz des Rheingauers ist sein feiner Wein. Ein Griff nach seinem Wein ist ein Griff nach seinem Herzen. Er blickte den stattlichen Fässern mit Groll und Behmuth nach, als sie, wie Schiller sagt,

„ — das schwanke Brett
 Hinübertrug nach jener andern Seite,
 Wo deutsche Treu vergeht.“

Gleichwohl brach auch hier der rheingauer Humor hervor. Ein Weingutsbesitzer, welcher zufah, mit welcher Schnelligkeit und Accurateffe die sonst etwas träge Kunst der Weinschröter, getrieben von dem strammen kurz angebundenen Wesen der Preußen, die schweren und großen Fässer schrotete (d. h. aus dem Keller zog) und auflud, sagte mit launigem Neid: „Wenn die Kerle nur auch einmal mir so schön schroteten, wie dem Breiß!“

Als alles vorbei war, steckte der rheingauer Humor sogar den preußischen Landwehrhauptmann an. Er wandte sich an den Bürgermeister von Rüdeshheim, mit dem er in der Nacht etwas rauh umgesprungen war, mit den Worten: „Und nun, Herr Bürgermeister, entschuldigen Sie mich, wenn ich anfangs etwas hastig war; erlauben Sie mir zugleich, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin nämlich der Bürgermeister R. R. von R., wir sind also Collegen, gu'n Morjen, Herr Colleg!“ Und der Bürgermeister ohne Waffen schlug ein in die ihm dargebotene Rechte des Bürgermeisters in Waffen.

Dies ist der Act, welchen der Herzog Adolph in dem bekannten, weder klugen, noch höflichen, jedoch nach der Auffassung unseres Hofdienststadeß „höchst ritterlichen“ Briefe, den er am 7. Juli (demselben Tage, an welchem er von dem Herrn v. Schwarzfoppen wegen seiner preußenfreundlichen Gesinnung und seiner Abstimungen in der Ständeversammlung den Kammerherrnschlüssel zurückverlangte) an den Fürsten zu Hohenzollern schrieb, als die „Weinrazzia von Rüdeshheim“ bezeichnete, — ein in fürstlichen Erlassen bisher nicht sehr gebräuchlicher Ausdruck.

Am folgenden Tag fuhren schwere Wagen, beladen mit kolossalen Fässern, durch die Straßen von Wiesbaden; es waren die Cabinetweine aus den Domanialkellern von Hochheim, Wiesbaden und Eberbach, welche in die Bundesfestung Mainz und von da auf französisches Gebiet, nach Straßburg, geflüchtet wurden. Nach Straßburg hat auch die „Vereinigte Spielhölle von Wiesbaden und Ems“ ihr am Roulette und am Trente et Quarante verdientes Sündengeld geflüchtet.

Die rüdeshheimer Klerikalen, welche in den Wahlkämpfen der letzten Jahre so oft den Liberalen unterlegen waren, suchten nun ihrem aufgehäuften Grolle Lust zu machen, indem sie mündlich und in der oben geschilderten frankfurter Scandalpresse einzelne Liberale, namentlich große Weinproducenten und Weinhändler, welche mit ihrem Absatz auf Preußen angewiesen sind und deshalb nicht wünschten, daß man einen Krieg mit demselben vom Zaun breche, mit den albernsten Verleumdungen heimsuchten, sie hätten den Preußen als Spione gedient u. s. w. Meinem Freunde Theodor Dilthey sagten sie sogar nach, er habe für Preußen Courier geritten, was bei seiner Fettleibigkeit seine absonderlichen Schwierigkeiten gehabt haben würde. Daß diese Denunciationen nicht die verhängnißvollsten Folgen hatten, daran sind nicht die Denuncianten schuld, sondern der schnelle Gang der Ereignisse.

Nachdem die Preußen sich wieder auf das linke Rheinufer zurückgezogen, wurde unter der Leitung des bereits erwähnten Generalstabsoffiziers in einem rüdeshheimer Vergnügunglocal, das, auf einer Terrasse gelegen, in den Rhein nach Bingen und Bingerbrück hinaus hervorraagt, in der „Rheinhalle“, ein Späheiposten aufgestellt, der täglich viele Stunden lang mit dem Fernrohr auslugte, sowohl nach dem Feind auf dem linken, als auch nach den Spionen auf dem rechten Rheinufer.

Wirklich entdeckte der Generalstabshauptmann auch Spione. Er nahm

nämlich an dem rüdesheimer Berg, in ein Kirschenwäldchen versteckt, Männer wahr, welche ein jeder zwei lange Stangen unter sich hatten und mit den weit ausgestreckten Armen Bewegungen machten, wie ein optischer Telegraph. „Halt, nun haben wir sie,“ sagte der Hauptmann, „das sind die Kerls, sie machen den Preußen in Bingerbrück verrätherische Mittheilungen!“ Er wollte eben seine Anordnungen gegen sie treffen — „Herr Hauptmann,“ sagte da ein rüdesheimer Bürger, der in seiner Gesellschaft war, „ehe Sie etwas thun, lassen Sie mich doch auch erst einmal durch Ihr Fernrohr gucken.“ Dies geschah. „Ei, ei, ei, Herr Hauptmann,“ lachte nun der wackere Rüdesheimer, „was sind Sie aber auf dem Holzweg mit den Spionen! Wissen Sie denn auch, wer das ist? Das ist der Schiffer Maul mit seinen drei langen Schlingeln von Buben, die stehen da oben auf Leitern und thun ihre Kirschen ab.“ Nähere Nachforschungen ergaben, daß die letztere Lesart die richtige war, und daß dem Hauptmann seine kriegerisch aufgeregte Phantasie einen kleinen Poffen gespielt hatte, der übrigens den Schiffer Maul in die mainzer Kasematten hätte bringen können.

Umgekehrt irrte man sich in Geisenheim. Dort waren die Preußen auch gewesen am 28. Juni. Infolge dessen waren die österreichisch gesinnten Klerikalen, wenn auch ohne allen Grund, in großer Anakt. Plötzlich erscholl am 29. Juni gegen Abend der Jubelruf: „Hurrah, die Oestreicher kommen, sie ziehen schon in hellen Haufen den Bleichplaz und den Gänserasen herunter!“ Als nun besagte Oestreicher etwas näher kamen, zeigte es sich, daß es die liebe Schuljugend war. Sie hatte sich im Rhein gebadet und dann aus jugendlichem Muthwillen und Neigung zur Abwechselung das Hemde einmal nicht unter sondern über das Wams angezogen. Aus diesem äußeren Anscheine der Weißheit war der österreichische Irrthum der geisenheimer Klerikalen entsprungen.

Wieder ein großer Trouble war vorgestern. Von Bad Ems kam eine Depesche, es rückten von dort 20,000 Mann Preußen gen Wiesbaden. Diese Schiffernachricht erwies sich später als irrig. Sie war wahrscheinlich von den Preußen selbst veranlaßt. Gleichzeitig hieß es in Rüdesheim: „Die Preußen stehen in Wiesbaden und kommen rheinabwärts marschirt.“ Und in Wiesbaden hieß es: „Die Preußen stehen in Rüdesheim und kommen rheinaufwärts nach Wiesbaden marschirt.“ Der blinde Lärm war dadurch entstanden, daß der Blich in den Staatstelegraphen zwischen Wiesbaden und Rüdesheim eingeschlagen und die Telegraphendrähte zerrissen hatte. Sowohl oberhalb als unterhalb der Unterbrechung schrieb man dieselbe dem „Preiß“ zu; und in Wiesbaden gab es abermals jene wilde Flucht, die wir schon einmal am 17. Juni erlebt und oben geschildert haben. Die Soldaten sagten — ich weiß nicht zum wievielften Male — ihren Geliebten das „letzte“ Lebewohl. Ohne Zweifel, um von Frankfurt, wohin sie gingen, in wenigen Tagen wieder hierher zurückzukehren und dann zum „allerletzten“ Male Lebewohl zu sagen. Wie oft sie noch diese Pendelschwingungen zwischen Frankfurt und Wiesbaden machen werden, das weiß nur Gott und außer ihm höchstens noch der Herzog Adolph und der Prinz Alexander.*)

Während die Preußen angeblich auf Wiesbaden, die Nassauer nach Frankfurt marschirten, hatten die Kurhessen im Rheingau auf der Landstraße zwischen Schierstein und Walluf aus Wagen und allerlei landwirthschaftlichen und häuslichen Geräthen eine riesenhafte Barrikade aufgeworfen, um den angeblich anrückenden Preußen den entschlossensten Widerstand entgegenzusetzen. Allein es

*) Wegen des weiteren Verlaufs der Kriegereignisse in Nassau verweisen wir auf die Erzählung „Christian Kling“ in Nummer 37 dieses Blattes. Sie hat denselben Verfasser.

kamen keine Preußen; und da sich auch sonst niemand fand, der von der Barrikade Gebrauch zu machen gedachte, so mußte man dieselbe nach einiger Zeit wieder abtragen, ohne daß sie irgendeinen andern Zweck gehabt hätte, als mehre Tage lang den grade hier sehr lebhaften Straßenverkehr zu hemmen und den Bauern den Gebrauch ihrer Geräthschaften und Fuhrwerke zu entziehen.

Ich hörte indessen von kurhessischen Offizieren, welche durchweg den besten Eindruck machten, Aeußerungen des Mißmuthes darüber, daß man sie zum herzoglichen Keller- und Küchenschutz und zu anderen nutzlosen Dinge verwende, sowie daß der Bundesarmee-corpscommandant in Frankfurt und der Bundesfestungscommandant in Mainz Theile der Bundesarmee, statt für den Krieg, zu Privat Zwecken des Herzogs Adolph verwendeten und des letzteren Requisitionen gegenüber, welche sich immer nur auf seine eigenen höchst persönlichen Sonderinteressen, statt auf allgemeine Angelegenheiten, bezögen, allzu bereitwillig Folge leisteten.

Eine sehr denkwürdige Aeußerung vernahm ich von einem alten russischen Offizier, der sich hier als Kurfremder aufhält. Er hatte die Kriege von 1812 bis 1814 mit Auszeichnung mitgemacht und interessirte sich, obwohl nunmehr außer Dienst, sehr lebhaft für alle militärischen Angelegenheiten. Er ging Anfangs Juli nach Frankfurt, um sich dort und in der Umgegend die Bundesarmee anzusehn. Als er zurückkehrte, fragte ich ihn, was er davon halte. „Sie wird geschlagen“, sagte er lakonisch. Aber, wandte ich ein, es sind doch 130.000 Mann, das siebente und achte Armeecorps zusammen, und die süddeutschen Soldaten sind tapfer. „Gewiß, das weiß ich alles,“ sagte der würdige alte Herr, „aber erlauben Sie mir ein Gleichniß. Sie wollen ein Diner geben. Sie kaufen die feinsten Rohstoffe, die delicatesten Speisen auf dem Markte, bei dem Marchand de comestibles, bei dem Delikatessenhändler, in der Wild- und Geflügelhalle, bei dem besten Metzger und bei dem ersten Fischhändler der Stadt, kurz wo Sie wollen. Es ist alles vortrefflich. Dann aber begeben Sie den verhängnißvollen Fehler und übertragen die Zubereitung nicht Ihrem Koch sondern Ihrem Kutscher. Sehn Sie, das von diesem Kutscher verdorbene Essen — das vortrefflichste Material, verbrunzt und unbrauchbar gemacht durch unfundiqe Hände — das ist die Reichsarmee!“

Das ist traurig, sagte ich.

„Aber wahr,“ sagte der Russe. — — — — —

Mit **Nr. 40** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im September 1866.

Die Verlagsbandlung.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**

Verlag von **F. V. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.